

dtv

Es kann schon mal vorkommen, daß einem das Lachen vergeht. Wichtiger ist allerdings, daß es wieder zurückkommt! Lachen und Weinen gehören zusammen, und ein bißchen Galgenhumor ist allemal besser als Selbstmitleid und Verzweiflung. Geben doch, wie die hier versammelten Geschichten, Anekdoten, Gedichte und Witze beweisen, die Gründe für unser Unglücklichsein oft genug auch zur Heiterkeit Anlaß. Die Torheit der Regierenden zum Beispiel, der Hochmut der Ärzte, die Eitelkeit der Vorgesetzten und die Verbohrtheit des anderen Geschlechts, unsere eigenen Schwächen nicht zu vergessen, die uns ja auch oft im Weg stehen. So will diese kleine Blütenlese uns sagen: Es geht uns besser, wenn wir zu den Dingen und zu uns selbst ein bißchen Distanz haben.

Lach doch wieder!

Geschichten, Anekdoten,
Gedichte und Witze

Zusammengestellt von
Helga Dick und Lutz-W. Wolff

Deutscher Taschenbuch Verlag

Originalausgabe

April 1993

15. Auflage Juni 2007

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,

München

www.dtv.de

Alle Rechte vorbehalten

(Siehe auch Quellenhinweise S. 163ff.)

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagbild: Ausschnitt des Gemäldes

›Die Sixtinische Madonna‹ (um 1513) von Raffaello Santi

(AKG, Berlin)

Gesetzt aus der Stempel Garamond 12/14 (Linotron 202)

Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-25137-2

Inhalt

ERMA BOMBECK: Humor ist, wenn man	7
AXEL HACKE: Ein Radler fährt schwarz	9
ILSE GRÄFIN VON BREDOW: Das Kusunchen	12
CHRISTIAN MORGENSTERN: Der Schnupfen	27
<i>Lach doch wieder!</i>	28
PETER BAMM: Dämon 39 ²	30
EUGEN ROTH: Der Husten	36
URSULA HAUCKE: Onkel Fred kann immer ganz ernst bleiben, wenn er spinnt	37
HERBERT ROSENDORFER: Die springenden Alleebäume	40
EUGEN ROTH: Autos überall!	45
CHRISTINE NÖSTLINGER: Verschwiegen wie ein altes Waschweib	46
SIEGFRIED LENZ: Ein sehr empfindlicher Hund	48
<i>Lach doch wieder!</i>	56
IRMGARD KEUN: Die Brüllzelle	58
AXEL HACKE: Alles vergeblich	62
ELKE HEIDENREICH: Staat und Umwelt	64
EUGEN ROTH: Kranke Welt	67
SINASI DIKMEN: Kein Geburtstag, keine Integration	68
<i>Lach doch wieder!</i>	88

INGE HELM: Vergeßlichkeit liegt bei uns in der Familie	90
TRUDE EGGER: Manchmal hab ich das Gefühl, der Eierschneider mag ihn lieber als mich	93
ART BUCHWALD: Der Elektriker kommt! . . .	97
MICHAIL SOSTSCHENKO: Eine geheimnisvolle Geschichte	101
LISA FITZ: I bin traurig	105
JOHANN PETER HEBEL: Der Zahnarzt	107
EUGEN ROTH: Apotheke	111
<i>Lach doch wieder!</i>	112
HANS SCHEIBNER: Die Eumeniden von Ohlsdorf	114
LUDWIG THOMA: Der Münchner im Himmel	117
ERMA BOMBECK: Es geht wieder aufwärts . . .	120
EUGEN ROTH: Seltsam genug	124
RODA RODA: Großmutter reitet	125
CHRISTINE NÖSTLINGER: Werter Nach- wuchs	140
<i>Lach doch wieder!</i>	142
LUDWIG THOMA: Missionspredigt	144
PHYLLIS THEROUX: Die besten Dinge im Leben	147
EUGEN ROTH: Wohlstand	155
KURT TUCHOLSKY: In der Hotelhalle	157
Die Autoren	163

ERMA BOMBECK
Humor ist, wenn man . . .

In vielem sind mein Mann und ich grundverschieden. Zum Beispiel in der Frage, was wir komisch finden.

Neulich abends erzählte ich ihm eine sehr amüsante Anekdote. Eine Frau wird von einem Meinungsforscher gefragt, ob sie eine gute Hausfrau sei, beispielsweise das Bett ihres Mannes mache, solange er noch im Bad sei. Sie entgegnet ihm temperamentvoll: »Machen? Ehe der zurück ist, habe ich das Bett verkauft!«

Stirnrunzelnd meinte mein Mann: »So früh am Morgen kauft kein Mensch ein Bett.«

Dann rächte er sich – mit der Geschichte von dem sprechenden Hund, der im Varieté und im Nachtclub auftritt. »Und eines Tages, wurde der Hund krank und mußte operiert werden. Und danach bekam er nirgends mehr einen Job.«

»Wieso?« fragte eine unserer Freundinnen.

»Weil er nur noch dasaß und bellte.«

Die Männer brüllten vor Lachen, ich dachte schon, es zerreißt sie. Die Frauen saßen da und schauten verwirrt.

»Liebling«, schaltete ich mich ein, »du hast es falsch erzählt. Der Hund hat nicht nur gebellt. Er

bekommt keinen Job mehr, weil er nur noch von seiner Operation spricht.«

»Aber das ist doch kein Witz«, sagte er.

»Dafür kann ich nicht«, konterte ich. »Du hast eben deinen Witz vermurkst.«

»Wenn es mein Witz ist, kann ich ihn doch erzählen, wie *ich* will, oder? Warum sollte der Hund über etwas so Unangenehmes wie eine Operation sprechen? Weißt du, was du bist, du bist ein bißchen zurückgeblieben. Wenn ich erzählt hätte, daß der Hund sein Krankenhausbett verkauft hat, ehe er wieder drinlag, hättest du dich kaputtgelacht.«

AXEL HACKE
Ein Radler fährt schwarz

Dieser Samstag wäre ein herrlicher Tag gewesen, wenn nicht ... Also es war folgendes: Ich hatte mit meinem neuen Rennrad Leute auf dem Land besucht, fünfzig Kilometer vor München. Wir hatten im Garten gegessen, ich hatte ein Weißbier getrunken, und es war wunderbar, ich hatte noch ein Weißbier getrunken, wir hatten gelacht und gescherzt, und ich hatte ein weiteres Weißbier getrunken, ich hätte ja eigentlich längst wieder zurückfahren wollen, da trank ich ein herrlich kühles, erfrischendes Weißbier, es wurde dunkel, na ja, ein Weißbier zum Abschied – dann radelte ich zurück, trotz inständiger Bitten meiner Gastgeber. »Hört zu«, rief ich, »was sind fünfzig Kilometer bei fünf Weißbier?! Ich fahre nicht Auto, ich radele bloß.«

Nach acht Kilometern war jene Energie verpufft, die fünf Weißbier verleihen, ich atmete schwer. Nach zehn Kilometern fiel mir auf, daß das Licht hinten kaputt war. Nach elf Kilometern hatte ich einen schweren Wadenkrampf links. Nach zwei weiteren Kilometern ging in einem dunklen, kalten Waldstück das Licht vorne aus. Ich versuchte, eine Ersatzbirne einzuschrauben,

aber beim ersten Versuch fiel sie hinunter, rollte zur Seite, verschwand im Graben neben der Straße. Ich robbte durch das taunasse Gras, suchte, suchte, suchte – nichts. Ich schrie meine Wut in den Wald. Im nächsten Dorf, drei Kilometer weiter, gab es eine S-Bahn-Station. Ich radelte, von neuen Krämpfen heimgesucht, im Finstern dorthin, von Autos wütend angehupt. Im Ort schrie ein Halbwüchsiger: »Sie haben vergessen, Ihr Licht anzumachen!«

Die Bahn war vor zehn Minuten gefahren. Die nächste kam in einer halben Stunde. Der Fahrpreis, zu entrichten an einem Automaten, betrug 7,80 DM. Ich hatte nur ein Fünfmärkstück. Fünf Mark in der Tasche, fünf Weißbier' im Kopf. Ich stand allein in der Nacht. Schwarzfahren hasse ich, erspart mir eine Rechtfertigung. Liebe schwarzfahrende Freunde, haltet mich für einen feigen Kleinbürger, es lebe die Anarchie – aber ich kann es einfach nicht. Von einem dieser Kontrolleure in karierten Hemden und schwarzen Lederjacken zur Rechenschaft gezogen zu werden: gräßlich. Ich beschloß, eine Fahrkarte für 4,80 DM zu kaufen, um so einen Teil des Fahrpreises zu entrichten und für den Fall, daß man mich stellen würde, meinen guten Willen beweisen zu können. Das Fünfmärkstück fiel klappernd durch. Als ich es herausnehmen wollte, merkte ich, daß jemand einen Kaugummi in den Geldauswurf gepappt hatte.

Die fünf Mark waren mit widerwärtiger weißer Klebmasse überzogen, die ich durch Putzen mit dem Taschentuch nur verteilte, nicht aber zu entfernen vermochte. Ich warf das Geldstück wieder in den Automaten. Er nahm es, gab aber keine Fahrkarte heraus; der Kaugummi hielt das Geld in den Eingeweiden des Gerätes fest. Ich trommelte gegen das Blech. Die S-Bahn kam.

Ich stieg ein und fuhr mit, schwarz, schwarz, schwarz, hatte Angst vor karierten Hemden und schwarzen Lederjacken, legte mir Erklärungen zu-recht, fürchtete, an einer fremden Station den Wa-gen verlassen zu müssen, fiel zu Hause erschöpft, verschwitzt, verängstigt ins Bett.

Wahrscheinlich wird man von mir nach diesem öffentlichen Bekenntnis ein erhöhtes Beförde-rungsentgelt verlangen. Sollen sie doch. Ist mir al-les egal.

ILSE GRÄFIN VON BREDOW
Das Kusunchen

Vaters Gefühle gegenüber seinem Schwager waren zwiespältig. »Der gute Karl weiß nicht nur alles, er weiß auch alles besser«, schimpfte er gern. Die beiden kabbelten sich oft, was Onkel Karl jedoch nicht hinderte, allein oder mit der Familie häufig mal eben von seinem zwei D-Zugstunden entfernten Gut »auf einen Sprung« zu uns zu kommen.

Uns Kindern war Onkel Karl ziemlich gleichgültig. Wir liebten Tante Sofie, und wir haßten unsere gleichaltrige Kusine Elisabeth.

Klein-Didi, wie sie von ihrem Vater zärtlich genannt wurde, war ein rechtes Goldkind. Sie hatte seidiges, blondes Haar, und ihre Haut verdunkelte sich in der Sommersonne nicht wie bei uns zu einem schmutzigen Braun, sondern behielt bis in den Winter hinein einen warmen Honigton. Teure Ballettstunden hatten dafür gesorgt, daß ihre Bewegungen anmutig und geschmeidig waren. Sie liebte es, sich wohlgefällig im Spiegel zu betrachten, sich vor ihm hin und her zu wenden und ihr Körperchen wie Knete zu streicheln und zu betasten.

Wir waren froh, wenn wir von den Erwachsenen in Ruhe gelassen wurden. Sie aber trieb sich

mit Vorliebe bei ihnen herum und war ganz Ohr, wenn uralte Familiendramen neu aufgebacken wurden. Vater mochte es nicht, wenn man ihm zu nahe auf den Pelz rückte. Er machte deshalb jedesmal unwillkürlich eine scheuchende Bewegung, als wollte er eine lästige Katze verjagen, wenn sie sich zwischen ihn und ihren Vater auf das Sofa quetschte. Onkel Karl war dagegen ganz vernarrt in seine Tochter. »Na, mein Mäuschen«, schnurrte er, und Didi warf ihr langes, offenes Goldhaar zurück, so daß es Vater unangenehm in der Nase kitzelte, und piepste: »Ach, Papilein.«

Für uns war sie eine scheinheilige, verlogene, boshafte Hexe, raffiniert genug, uns Geschwister im Handumdrehen gegeneinander aufzuhetzen, so daß wir den verdutzten Eltern unerwartet den Anblick dreier sich streitender, prügelnder kleiner Idioten boten, während Didi selbst, ein Bild süßer Harmonie, still in einer Ecke saß und, vor sich hinsummend, eifrig malte. Meinen sonst schon recht vernünftigen Bruder Billi verhexte sie beim Angeln derart, daß er wie ein Irrer lachte, anstatt ihr eine zu kleben, als sie die gefangenen Plötzen und Barsche wieder zurück in den See warf. Ja, er entblödete sich nicht, ihr dabei noch zu helfen, während Bruno, der Krepel, vor Wut über so viel Schwachsinn fast einen seiner epileptischen Anfälle bekam.

Vor Didis Habgier war nichts sicher. Sie klaute

mir meine gläserne Lieblingsmarmel, in die ein weißes Lamm eingeschlossen war, und köpfte unsere schönsten Papierpuppen, ohne daß wir ihr etwas nachweisen konnten. Ihr letzter Besuch bei uns im Forsthaus war besonders unerfreulich gewesen. Die schlimmste Gemeinheit hatte sie sich noch kurz vor ihrer Abreise geleistet. Vater war mit Tante Sofie ins Kinderzimmer gekommen, als sie sofort losquengelte: »Mami, Omamis Spieluhr.«

»Ja, ja, das Leben ist voller Erinnerungen«, sagte Tante Sofie, die herzensgute, ohne zu begreifen, worauf ihre Tochter eigentlich hinauswollte.

»Aber sie gehört mir«, rief das Goldkind. »Kannst Paps fragen.«

»Das ist mir neu«, sagte Tante Sofie.

»Vera hat sie von ihrer Großmutter bekommen. Ich war selbst dabei, als Mutter sie ihr geschenkt hat«, sagte Vater.

»Aber natürlich, Alfred«, beschwichtigte ihn Tante Sofie. »Die Sache ist doch nicht der Rede wert.«

Aber für Didi war sie es durchaus. Sie steckte sich hinter ihren Vater, und Onkel Karl hatte eine kleine Aussprache mit Tante Sofie, die daraufhin mit unglücklichem Gesicht zu Vater ging. Er kämmte mir gerade das Haar, was er gern tat, und sah sie erstaunt an. »Was hast du denn?« fragte er.

Tante Sofie tat einen tiefen Seufzer. »Karl läßt

mir mal wieder keine Ruhe. Er behauptet fest, unserer Elisabeth gehöre die Spieldose, so stünde es auch im Testament. Er sagt, sie habe einen beträchtlichen Wert. Du kennst ihn ja.«

»Bin ich vielleicht ein Erbschleicher?« Vater ließ seine Gekränktheit an meinen Haaren aus, und ich schrie. »Meinetwegen kann eure Elisabeth dieses verdammte Ding haben. Ich werde es Vera erklären. Sie ist eine sehr vernünftige Person.«

Vera jedoch dachte nicht daran, eine vernünftige Person zu sein. Sie weinte und wütete, bis Vater ratlos schnauzte: »Schluß jetzt, benimm dich! Reiß dich zusammen, stell dich nicht an!«

Triumphierend zog unsere Kusine mit der Spieldose ab, und Abend für Abend mußten wir in unseren Betten mit anhören, wie aus ihrem Zimmer das Lied ertönte: »Mein Hut, der hat drei Ecken.«

Vera strampelte vor Wut und sagte: »Eines Tages bring' ich sie um. Ich erwürge sie mit meinen eigenen Händen.« Eine Redensart, die sie irgendwo aufgeschnappt hatte.

»Leere Drohungen«, sagte ich.

»Wirst schon sehn«, versicherte Vera.

Und jetzt stand uns Didi schon wieder ins Haus.

»Können die nicht mal in den Ferien woanders hinfahren«, brummte Billi. Vorsorglich versteckten wir, woran unser Herz hing: einen Bismarck-

kopf, auf dem man Gras säen konnte, eine aufziehbare Maus, den Karton mit den Papierpuppen und unsere Schuhspangen vom Lumpenmann.

Wie gewöhnlich reiste die Familie mit dem Abendzug an. Als Mamsell den Spargelpudding aus dem Wasserbad nahm, hielt der Wagen vor dem Haus. Zuerst pellte sich Onkel Karl zappelig wie gewöhnlich aus den Decken und sprang aus dem Wagen. »Schlechte Zeiten, Alfred, schlechte Zeiten.« Er küßte Mutter die Hand. Ihm folgte, füllig und schweigsam, Tante Sofie. Sie bedachte jeden von uns mit einem freundlichen, aber abwesenden Lächeln. In der Familie galt sie als etwas eigentümlich, weil sie oft in Gedanken versunken vor sich hinstarrte. In Wahrheit war sie wohl nur ein wenig träge und litt mit stoischer Ruhe unter ihrem ungeduldigen und rechthaberischen Mann. Hinter ihr hüpfte unsere Feindin vom Trittbrett. Den Schluß bildete Wilhelma, ein gutartiges, unterdrücktes, ziemlich häßliches Wesen, das von seiner älteren Schwester unter dem Deckmantel größter Fürsorge schikaniert wurde.

»Gib mir meine Brille wieder«, hörten wir Wilhelma klagen. Sie stolperte und schlug sich das Knie auf.

Didi drehte sich nach ihr um. »Paß doch auf, Dummchen.«

»Immer nimmst du sie mir weg«, weinte die Kleine.

»Nur, damit du sie nicht verlierst.« Didi wischte ihr mit dem Taschentuch so kräftig über die Schramme, daß Wilhelma aufschrie und nach ihr schlug.

»Aber, aber!« Onkel Karl drehte sich nach seiner kleinen Tochter um. »Wie kann man sich nur so anstellen. Heb lieber deine Füße.«

»Ich seh' aber nichts«, schrie Wilhelma.

»Du mußt nicht immer das letzte Wort haben«, verwies sie der Onkel. »Kinder in deinem Alter sollten überhaupt nicht so viel reden.«

Wir Geschwister sahen uns an. Die Kleine konnte einem leid tun.

Unsere Kusine war kaum eine Stunde im Haus, und schon hatte sie es mühelos fertiggebracht, uns bis ins Mark zu kränken. Sie hatte fünf Vornamen – wir hatten nur drei. Sie besaß eine echte Vollblutstute – Vera nur ein Hinkebein als Pferd. Ich würde dieselbe dicke Nase wie Onkel Adalbert, der Puffbiber, bekommen, und für Billi sei es höchste Zeit, unser Kuhdorf zu verlassen, sonst werde sich sein Brett vorm Kopf zu einem Scheunentor auswachsen.

Vater las mir die Leviten, weil sich am nächsten Morgen auf meinem Frühstücksteller unverschämt viel Pelle der guten Schlackwurst angesammelt hatte, und blamierte mich mit der Bemerkung »du

Raffzahn« vor dem Besuch. Dabei war es Didi gewesen, die ihre Pelle dazugelegt hatte. Ich rächte mich, indem ich eine Küchenschabe zerhackte, sie in ein Stück Nußtorte drückte und schadenfroh zusah, wie Didi es sich schmecken ließ. Als sie hörte, was sie da eben gegessen hatte, begann sie fürchterlich zu würgen, und ich jubelte: »Elisabeth, wie ist dein Bett, krumm oder gerade!«

Sie verpetzte mich nicht. Sie hatte ihre eigenen Methoden.

Vater veranstaltete zur Unterhaltung der Gäste ein Preisangeln, und Didi, die herumtönte: »Die Preise hat mein Paps ganz allein gestiftet«, ließ es sich nicht nehmen, mir, der Siegerin, den ersten Preis, ein großes Schraubglas voll Himbeerbonbons, zu überreichen. Dabei täuschte sie vor zu stolpern und ließ das Glas geschickt in ein Modderloch am Ufer fallen, wo es sogleich mit einem schmatzenden Geräusch auf Nimmerwiedersehn verschwand.

Scheinheilig jammerte sie: »Was bin ich bloß für ein Tollpatsch!« – und schnitt mir eine höhnische Grimasse. Vater fiel prompt auf ihr Theater herein. »Das hätte mir ebensogut passieren können, mein Kind. Mach dir nichts draus«, tröstete er sie. Ich mußte mich mit einer schäbigen Rolle Drops abfinden.

Wenn Didi nun wenigstens eine Heulsuse, ein Feigling gewesen wäre. Aber den Gefallen tat sie

uns nicht. Sie sprang vom höchsten Balken ins Heu, radelte den steilsten Berg freihändig hinunter und näherte sich dem wütend mit den Hufen scharrenden Bullen auf der Weide bis auf wenige Schritte, obwohl er sich schon zweimal von der Kette gerissen hatte. Widerwillig bewunderten wir sie, wenn sie sich bei unseren Streifzügen in einer Koppel auf ein fremdes Pferd schwang und ohne Zügel und Sattel mit wehendem Haar das erschrockene Tier zu immer schnellerem Galopp zwang. Als Billi hämisch sang: ›Ach, wenn die Elisabeth nicht so krumme Beine hätt‹, setzte sie ihm ihre Elfenhand mitten ins Gesicht, daß ihm die Funken vor den Augen tanzten.

Der einzige, vor dem sie sich in acht nahm, war Bruno. Seine Wutanfälle nötigten auch ihr Respekt ab. Einmal hatte sie, um ihn zu ärgern, einen Klumpen Dreck nach seinem Kater Mauzer geworfen und ihn zielsicher getroffen. Der Kater war vor Schreck auf einen Wäschepfahl geflohen. Daraufhin hatte Bruno sie an den Haaren gepackt, hatte sie zu dem Schleifstein gezerrt, ihm einen ordentlichen Schwung gegeben und versucht, ihre Hand auf den rotierenden Stein zu drücken. Tatsächlich wäre es ihm fast gelungen, ihre Finger wie die Schneide eines Beils abzuschleifen, wäre nicht im letzten Augenblick Wilhelm Wenzel, der Stallknecht, auf der Bildfläche erschienen. Der Schreck stand Didi ins Gesicht geschrieben, aber sie weinte

nicht. Im Bösen wie im Guten war sie fixer als wir, und als Veras Haar plötzlich in Flammen stand, weil sie zu nahe an eine brennende Kerze gekommen war, ergriff sie blitzschnell eine Decke und erstickte das Feuer damit.

Von unseren ständigen Streitereien bekamen die Erwachsenen nur am Rande etwas mit. Sie ahnten nichts von der wahren Natur dieses holden Engels, obwohl Didi es mühelos fertigbrachte, auch zwischen ihnen Unfrieden zu stiften.

An einem wunderschönen Sommertag, der die Luft über den Wiesen flirren ließ, saßen wir im abgedunkelten Eßzimmer und spielten das Kartenspiel ›Tod und Leben‹. Vater räusperte sich mißbilligend, als er uns entdeckte. »Was soll denn das schon wieder?« Er jagte uns an die frische Luft. Wir mußten mit den Gästen zum Baden gehen. Bepackt mit Badesachen zogen wir über die Wiesen. Es waren mindestens 28 Grad im Schatten, aber Wilhelma zockelte, große Schweißperlen auf dem feuerroten Gesicht, in einer dicken Strickjacke hinter uns her.

»Zieh sie aus«, bot sich Vera mitleidig an, »ich trag' sie dir.«

Sogleich war Didi zur Stelle. »Kommt nicht in Frage«, rief sie. »Wilhelma hat gerade erst Windpocken gehabt, sie darf keinen Zug bekommen.«

Wie auf Kommando fielen wir über sie her.